

eine Farbkultur von europäischem Rang entwickelte.

Mit dieser konservativen Gesinnung, die der in der Münchner Kunstszene gut integrierte Braith durch entsprechende Jurybesetzungen auch allgemein durchzusetzen versuchte, wurde er neben Franz von Lenbach zum Anlaß der Gründung der Sezession, einer Künstlergruppe, die die modernen Ideale des Impressionismus, aber auch des Symbolismus vertrat. Deutlich wird hieran, mit welcher Geschwindigkeit im fortschrittsorientierten 19. Jahrhundert auch auf künstlerischem Gebiet einst progressive Tendenzen wie Braiths koloristischer Realismus zu reaktionären Positionen sich verwandeln konnte. Und dies, obwohl Braith anders als Lenbach, der seine so kraftvolle Landschaftsmalerei der Anfangszeit unter dem Einfluß der alten Meister zugunsten einer mondänen Porträtmalerei aufgab, beständig bei seinen Tiersujets geblieben ist.

Den Tiermaler Braith mit seinen Kühen, Ochsen, Schafen und Eseln an der Seite und im Lager des Malerfürsten Lenbach zu finden, ist freilich keineswegs so befremdlich. Erfolgsorientiert wie dieser, Ritter des Verdienstordens vom hl. Michael, Königlich Bayerischer Professor und Tischgast des Prinzregenten Luitpold, hat auch Braith seinen Wohlstand gerne öffentlich genossen. Zwar residierte er

nicht wie Lenbach in einer palastartigen Villa wie ein Renaissancefürst. Das Mobiliar seines Ateliers wie seine umfängliche Kunstsammlung zeigen ihn jedoch offensichtlich an den Repräsentationsbedürfnissen der gehobenen Gesellschaft orientiert. Daß dieses Atelier mitsamt dem künstlerischen Nachlaß und dem Kunstbesitz von Braith im Biberacher Museum alle Zeitläufe unversehrt überstanden hat, ist ein einzigartiger Glücksfall für das Verständnis künstlerischen Lebens in Deutschland im 19. Jahrhundert. Ein höchst erfolgreiches Künstlerschicksal in seinen Größen und Grenzen, in seinen zeittypischen Ansprüchen wie seinen Befangenheiten ist damit im Braith-Mali-Museum beispielhaft zu besichtigen. Die Sehnsucht der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Natur in schöner Künstlichkeit beschreibt wohl am besten die Kunstleistung wie die Reichweite des Tiermalers Anton Braith.

#### *Wichtigste Literatur:*

A. Kuhn, Anton Braith. Ein Bild seines Lebens und Schaffens, Biberach 1926. — Hans Hubert Mahn, Der Maler Anton Braith, in: Württemberg, Zeitschrift im Dienste von Volk und Heimat, 1936, S. 451 ff. — Peter Beye, Schwäbische Maler um 1900, Konstanz 1964, S. 29 ff.

## **Guido Schmitz — ein Kultur schaffender Biberacher Unternehmer**

Von Dieter Buttschardt

Auf seinem Nachttisch lagen schmale Lyrikbändchen und die Selbstbetrachtungen des Kaisers Marc Aurel. Wie Goethe dachte er über das nach, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Wie Schiller strebte er nach einer ästhetischen Erziehung, wenn nicht, wie jener, der ganzen Menschheit, so doch, unaufdringlich, aber merkbar, seiner näheren Umgebung.

Wir sprechen nicht von einem Künstler oder Philosophen, sondern von einem oberschwäbischen Unternehmer, Guido Schmitz, der vor ziemlich genau einem Jahr, fast unbemerkt von der Öffentlichkeit, gestorben ist. Ein ehrender Nachruf an dieser Stelle ist um so mehr am Platze, als Guido Schmitz gerade für das kulturelle Leben im Kreis Biberach und darüber hinaus mehr gewirkt und erwirkt hat, als man gemeinhin ahnt. Vieles davon liegt auch schon so weit zurück, daß es bereits ein Stück Zeitgeschichte geworden ist.

Fangen wir sozusagen von vorne an! Seine Firma, die Seidenweberei Wm. Schmitz & Co. im Biber-

acher Vorort Birkendorf, entstand um die Jahrhundertwende im Gefolge der Bismarckschen Schutzzollgesetzgebung. Damals entschloß sich der Züricher Seidenweber Wilhelm Schmitz, einen Zweigbetrieb in Württemberg zu errichten, und zwar im nahen Biberach jenseits des Bodensees. Damit umging er die Zollschränken und trug gleichzeitig dazu bei, den Willen der Schutzzöllner zu erfüllen, die ja mit ihren Vorschriften nichts anderes bezweckten, als die Industrialisierung Deutschlands voranzutreiben. Auch Biberach hatte eine solche Initiative bitter nötig.

Der eiserne Kanzler war freilich schon im Sachsenwald begraben, als der „Anzeiger vom Oberland“ unter dem 2. März 1899 die Eröffnung der Biberacher Filiale des Züricher Stammhauses mitteilte. Der Anfang war großzügig: In der ehemaligen „Mittelmühle“ von Birkendorf wurden 25 mit Dampfkraft betriebene mechanische Webstühle aufgestellt. Schweizerische und italienische Fachleute leisteten sozusagen Entwicklungshilfe, bis einheimische Kräfte angelernt waren. Es gab sogar eine regelrechte „Eröffnungsfeier“ im „Haberhäusle“,



Guido Schmitz

wobei Gedichte in deutscher und schweizerischer Mundart vorgetragen wurden. Der Zweigbetrieb florierte nach Wunsch. In 12 Jahren verfünffachte sich die Zahl der Webstühle, und man mußte zum zweischichtigen System übergehen.

Als Wilhelm Schmitz den Schritt nach Deutschland tat, war Sohn Guido eben fünf Jahre alt. Obwohl der Vater als selbstbewußter Bismarck-Deutscher – er stammte aus Düren im Rheinland – sich nicht in der Eidgenossenschaft einbürgern ließ, konnte es nicht ausbleiben, daß Guido an seinem Geburtsort Zürich ganz als Schweizer heranwuchs. Der Vater erwarb denn auch dem siebzehnjährigen Handelsschüler 1911 das Züricher Bürgerrecht. Als bald schickte er ihn zur kaufmännischen und weltläufigen Ausbildung nach Paris, und noch im gleichen Jahr zur praktischen Einarbeitung nach Biberach. Der künftige Juniorchef pendelte zunächst vierzehntägig zwischen Heimat und Fremde; aber der Ausbruch des Ersten Weltkriegs ließ es zweckmäßig erscheinen, den ständigen Wohnsitz in Biberach zu nehmen. Das geschah 1916. Der Biberacher Betrieb war nun von der Schweiz abgeschnitten und Guido Schmitz schon in ganz jungen Jahren selbständiger Unternehmer. Im Zeichen des von Hindenburg und Ludendorff proklamierten totalen Krieges waren Männer Mangelware, und so mußte der Webereilei-

ter überall selbst Hand anlegen, als Heizer der Dampfmaschine, als Maschinist und Webmeister.

Aber das Funktionieren der Firma war ihm schon damals nicht alles. In einem Brief von 1916 moniert der Vater mißbilligend, daß der Sohn zuviel Geld für teure Bücher ausbebe, wo er doch im Züricher Elternhaus genug zu lesen fände, und er bereut, ihm einen Kunstratgeber geschenkt zu haben. Gewiß: hier bekundet sich ein Interesse, das im Leben dieses Unternehmers ein dauerndes Leitmotiv geblieben ist; aber gleichzeitig studiert er auch die sozialen Probleme. Auf sie war er schon in Paris gestoßen; nun drängten sie sich ihm in seiner Biberacher Rolle in der Form von Entscheidungssituationen auf. Schon in der Anfangszeit hatte er mit ansehen müssen, wie seine Weberinnen neben ihren Maschinen auf Strohsäcken übernachteten. Nun, im Krieg, schob sich die Lebensmittelversorgung der Belegschaft in den Vordergrund, und schließlich hatte er sich im Krisenjahr 1918 mit einem „Arbeiterschuß“ auseinanderzusetzen. 1919 erwirbt Guido Schmitz um 100 Mark die lebenslängliche Mitgliedschaft in Adolf Damaschkes „Bund deutscher Bodenreformer“. Er sieht klar, daß dem Unternehmer die Produktionsmittel von der Gesellschaft nur sozusagen zu treuen Händen geliehen sind, daß insbesondere der Grund und Boden, da nicht beliebig vermehrbar, unter besonderen Gesetzen stehen muß. Er bejaht daher die Bodenreformpolitik der jungen Republik, die 1919 in der Weimarer Verfassung verankert wurde und 1920 zum Reichsheimstättengesetz führte. Die Heimkehrer des Ersten Weltkriegs verlangten nach einem Zuhause, nach Siedlungsboden. Es fehlten 750 000 Wohnungen. An dieser Stelle trat Guido Schmitz zum ersten Mal aus dem Bereich seiner Firma heraus, um an der Mitgestaltung der allgemeinen sozialen Verhältnisse teilzunehmen.

Im April 1923 wird auf seinen Anstoß hin der Siedlungsverein Biberach GmbH gegründet – ein gewagtes Unternehmen, mitten in der galoppierenden Inflation des Katastrophenjahres 1923. Geplant ist die Überbauung der Äcker und Wiesen des Galgenbergs weit draußen im Süden der Stadt mit 250 bis 300 Häusern. Es soll eine Siedlung in ganz speziellem Sinn werden: eine organisch geplante Anlage, in genossenschaftlichem Geist von den Siedlern selbst geschaffen, mitgetragen von der Öffentlichkeit. In der Tat war beim Siedlungsverein die Stadtgemeinde mitbeteiligt, aber nicht weniger war es Guido Schmitz, der es nicht beim Organisieren bewenden ließ, sondern der sich unter ganz erheblichen Opfern auch finanziell engagierte. Die Schlußbilanz, mit der Stadt ausgehandelt im geldknappen Jahr 1931, lief darauf hinaus, daß der Fabrikant dem Siedlungsverein 26 000 Reichsmark erließ, die dieser seinem Förderer noch schuldig war.



*Ehemalige Seidenfabrik Schmitz. Neubau aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen*

Die Galgenbergsiedlung zeugt noch heute von dem, was damals geleistet wurde. Die untersten Doppelhäuser gegen die Radfahrralle zu, nach Angaben des Schwäbischen Siedlungsvereins Stuttgart erstellt, stehen am Anfang. Sie entstanden schon 1923 und 1924. Der erste Spatenstich erfolgte am 4. Juni 1923, dem 29. Geburtstag von Guido Schmitz. 1925, im Zeichen eines neuen Wirtschaftsaufschwungs, wurden die 30 Häuser an der heutigen Galgenberg- und Scheffelstraße erbaut. Inzwischen hatte Schmitz, durch Vermittlung von Paul Bonatz, keinen Geringeren für die Überwachung, d. h. Gesamtplanung des Projekts gefunden, als Prof. Paul Schmitthenner von der TH Stuttgart. Obwohl die Detailentwürfe in anderen Händen lagen (z. B. bei Julius Hofacker und Klaus Hofmann, beides Stuttgarter Architekten), zeugt die Gesamtanlage durchaus von Schmitthenners Stil und den Vorstellungen, die er sich von einer Siedlung neuer Art machte. Er baut, wie er selbst betont, sozusagen im Protest gegen den inzwischen untergegangenen Wilhelminismus, immer davon ausgehend, daß das verarmte Deutschland der zwanziger Jahre ohnehin nichts Besseres tun könne, als in seiner Baugesinnung einfach und ehrlich zu sein.

Er ist – und in diesem Gedanken folgte ihm

Guido Schmitz damals wie später – freilich auch überzeugt, daß in einer solchen Reduktion der architektonischen Formen, in einer solchen Haltung der Sachlichkeit der Schlüssel zu einer neuen Ästhetik, einer neuen Baukunst zu finden sei – darin ganz ähnlich dem Berliner Heinrich Tessenow. Er weiß, daß er für Leute bauen muß, die nicht viel Geld haben. Er sorgt dafür, daß jungen Ehepaaren halbe Häuser zum Preis von 8 000 Mark angeboten werden. Die heutige Situation vorwegnehmend, baut er kompakt und wärmedämmend, ohne unnötige Stockwerkhöhen, unter Ausnutzung der Sonneneinstrahlung. Das geht so weit, daß er es für eine Sünde hält, wenn eine südseitige Mauer nicht mit Spalierobst bepflanzt wird! Weil ein Siedler in seinen Augen immer Teilselbstversorger ist, plant er Kleintierställe ein und rechnet aus, daß eine Familie 5 Ar Gartenland benötigt. Er drängt darauf, daß der Biberacher Siedlungsverein auch wirklich diese Flächen bereitstellt. Er denkt sogar darüber nach, wie die anfallenden Fäkalien als Dünger verwendet werden können: Recycling vor 50 Jahren! Andererseits lehnt er alles ab, was nicht, der inneren Form nach, „schön“ ist. Er achtet auf gediegene handwerkliche Arbeit. Die räumliche Hülle, die er schafft, soll auf die Bewohner erzieherisch wirken. Daher ver-

schreibt er ihnen sogar die Bilder, die an den Wänden hängen sollen: Drucke im Sinn der „Kunstwart“-Bewegung von Ferdinand Avenarius und Alfred Lichtwark. Die Kunst im Dienst der Sozialhygiene – diese Idee hat schon den Engländer William Morris bewegt; sie wird im Jugendstil der Darmstädter Schule sichtbar und nun, unter karger Bedingungen, also auch für Biberach proklamiert – eine Zusammenbindung, die ganz dem Wollen des Sponsors Guido Schmitz entspricht und von diesem später mit Hugo Häring auf einer anderen Ebene wieder aufgegriffen wird. Als der Galgenberg überbaut wurde, schafften Dutzende von späteren Eigentümern in sozialer Eigenleistung miteinander am gemeinsamen Werk. Und Schmitz war immer dabei: Ehe er morgens um sieben Uhr im Betrieb die Arbeit begann, radelte er zu den Baustellen, um nach dem Rechten zu sehen.

Noch heute ist die Einheitlichkeit des Oberen Galgenbergs weitgehend gewahrt, die ganze Anlage ein Denkmal schöpferischer Sozialpolitik.

Nach einem dreijährigen Zwischenspiel bei der Verseidag in Krefeld, wo er im Vorstand wirkte, konzentrierte sich Guido Schmitz ab 1933 endgültig auf Biberach und die „Seidenfabrik“, die übrigens von Anfang an nicht nur Seidenstoffe herstellte. Er kehrte heim, weil er nicht der Typ des Unternehmers war, der sich in einer AG mit Vorstandsgremien, Aufsichtsrat, langen Entscheidungswegen und vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen wohl fühlen konnte. In seinem Verlangen nach bewegter Landschaft und frischer Luft war er auch kein Großstädter, und so war seine Option für Biberach, abgesehen von allen vorrangigen geschäftlichen Bedingungen, auch eine ganz persönliche Entscheidung.

In der Zeit des Dritten Reiches trat er nicht mehr öffentlich hervor. Sein soziales und künstlerisches Treuhändertum äußerte sich darin, daß er Volksbildung betrieb und Bestrebungen förderte, die damals unmodisch waren. Es konnte geschehen, daß er an sechs Vormittagen während der Arbeitszeit seine Belegschaft zu Vorträgen über die Entwicklung der abendländischen Kunst einlud oder das berühmte Wendling-Quartett zu einem Werkskonzert engagierte. Und wenn er gegenüber Rüstungsaufträgen für seine Firma zurückhaltend blieb, so hing das nicht nur mit seinem Status als Auslandsschweizer zusammen. Wichtig war ihm in diesen Dingen die elementare Frage der Sicherung der Betriebsgemeinschaft. Freilich waren nun Gewebe weniger wichtig als beispielsweise Fahrzeuge. Also arbeiteten seine Leute eben für Magirus, und wohl oder übel mußte er zugestehen, daß Messerschmitt bei ihm Einzelelemente für Jagdflugzeuge herstellte und die Zahnradfabrik Friedrichshafen gastweise auf amerikanischen Maschinen, die man in Polen erbeutet hatte, Schiffsgetriebe fabrizierte.

Seine Stunde kam nach dem Zusammenbruch. Als Angehöriger eines neutralen Staates war er der gegebene Mann, in kritischer Zeit die Leitung des damals so wichtigen Roten Kreuzes zu übernehmen. Fünf Jahre stand er dem Biberacher Kreisverein vor, eine Aufgabe, die selbst einem Schweizer mit geläufigen französischen Sprachkenntnissen nicht leichtfallen konnte. Mangels Auto begab er sich per Fahrrad über die Schwäbische Alb nach Tübingen, um beim Gouvernement militaire seine Anliegen zu vertreten. Er war Vertrauensmann seiner Landsleute. Er unterstützte Flüchtlinge und um ihre Existenz ringende Künstler, an deren Entwicklung er nicht selten jahrelang tätigen Anteil nahm.

Solche Hilfe war oft ganz einfach aufs anständige Überleben gerichtet. Bemerkenswert bleibt aber, wie sich Guido Schmitz dabei doch stets auf sein untrügliches Gespür für Qualität verlassen konnte. Er gehörte zu den ersten Förderern von Jakob Bräckle. Seine Büroräume schmückte er mit Aquarellen von Ilse-Beate Jäckel, und seine Firmenschriften ließ er von dem Fotografen Willy Moegele dokumentieren. Er hielt Verbindung mit den Bauhaus-Künstlern Johannes Itten, einem Schüler von A. Hoelzel, und Georg Muche, die beide freilich inzwischen bereits europäische Anerkennung gefunden hatten. Ittens Tagebücher – großformatige Werke über Form und Farbe – überlebten im Schmitzschen Keller die Wirren des Krieges.

In diesem Zusammenhang wurde das Verhältnis, das damals zu Hugo Häring begann, am festesten und folgenreichsten. Dieser Architekturtheoretiker des „Neuen Bauens“ war im Herbst 1943 als Verfechter des Dritten Reiches in seine Heimat Biberach zurückgekehrt. Er galt als „Kulturbolschewik“ und fand nach der Zerstörung seiner Berliner Wirkungsstätte, der Schule für „Gestaltung, Kunst und Werk“ (vormals Reimann-Schule), in der Reichshauptstadt keine Möglichkeit des Schaffens mehr. In Biberach konnte er, wenn auch in bescheidenem Rahmen, weiterarbeiten und weiterforschen. Damals kam u. a. auch der berühmte Freund und Mitstreiter Härings, Hans Scharoun, der spätere Schöpfer der Berliner Philharmonie, ins Schmitzsche Haus, ebenso Heinrich Lauterbach, Härings späterer Nachlaßverwalter, der in Biberach eine zweite Heimat fand und mit Guido Schmitz freundschaftlich verbunden blieb.

Über Häring sagte Schmitz: „Ein solcher Mann muß eine Chance haben“, und er gab ihm denn auch Gelegenheit, nach fast zwei Jahrzehnten purer Theorie, in Deutschland wieder ein praktisches Beispiel seiner Baugesinnung zu geben, eines „organischen“ Bauens von innen nach außen, bei dem sich die Gestalt zwingend aus der Funktion ergibt und bei dem der erlebte Raum wichtiger ist als das Gehäuse, das ihn umgibt, im Sinne eines Ausspruchs



*Eines der Häring-Häuser in Biberach*

von Laotse, den Schmitz 1952 in einem Brief an Helene Probst zitiert: „Mauern mit Türen und Fenstern bilden ein Haus, aber das Leere zwischen ihnen erwirkt das Wesen des Hauses.“

Die beiden Einfamilienhäuser, die Schmitz 1950/51 durch Hugo Häring in Biberach am Mettenberger Weg bauen ließ, stehen mittlerweile, ähnlich wie Härings Frühwerk, der berühmte Kuhstall von Garkau in Holstein, unter Denkmalschutz und sind in jedem besseren Konversationslexikon erwähnt. Der Bauherr, der sein konservatives Biberach kannte, empfand den Auftrag selbst als Wagnis, aber er pflegte vor einem Risiko, wenn er von der Richtigkeit seiner Handlungsweise überzeugt war, nicht zurückzuschrecken – siehe „Siedlungsverein“! Zunächst überstieg freilich, wie er schreibt, manches an Härings Planung sein Vorstellungsvermögen. Ihn überfiel Skepsis gegenüber einem „Pulldach“ im giebelgewohnten Schwabenland, angesichts der häufig recht schneereichen Winter. Häring orientierte sich tatsächlich eher an fernöstlichen Vorbildern als nach den Gewohnheiten des Alpenvorlandes. Die Zufriedenheit des Bauherrn mit den fertigen Häu-

sern bestätigte jedoch die Auffassung des Architekten. Es wurde, wie Schmitz sich über sein eigenes Domizil ausdrückt, „ein heiteres, beseeltes und gewinnendes Haus“, eine Wohnung, die Sonne und Aussicht einfiel und deren unkonventionelle, kancelartige äußere Form doch nichts war als der konsequente Ausdruck der darin verwirklichten Funktion.

Es bleibt nicht ohne Tragik, daß Guido Schmitz sich am Ende seines Lebens von den Häring-Häusern trennen mußte. Er hat immer versucht, Beispielhaftes zu bauen – auch im Rahmen seiner Firma. Schon kurz nach der Währungsreform ediert er eine Schrift „Unser neues Bauen 1949/50“, mit der er die Erweiterung und innenarchitektonische Gestaltung der Seidenfabrik durch Prof. Hans Volkart reflektierend begleiten läßt. Es geht ihm darum, dem arbeitenden Menschen eine räumliche Umwelt zu schaffen, in welcher die Spaltung zwischen Mensch und Arbeit, an sich unvermeidlich durch die moderne Technologie, in einer „übergreifenden, im Räumlichen konkretisierten Ordnung“ weniger bedrückend wird. Was hier in den Worten Margot Aschenbrenners, einer Mitarbeiterin Hugo Härings,

ausgedrückt ist, zeigt, wie genau Guido Schmitz hier mit wachem Problembewußtsein auf den Begriff der „Entfremdung“ hinzielt, den wir von Karl Marx her so gut zu kennen glauben. Die Bauten von Prof. Volkart, die damals entstanden sind, verraten in ihrer Einfachheit, in ihrer Einbindung in die Flußlandschaft der Riß die Behutsamkeit der Schmitt-henner-Schule.

Immer wieder kreist das Denken des Fabrikherrn um das „Geheimnis der Gestalt“ (so ein Vortragstitel von Hugo Häring). Es steht hinter den weiteren Publikationen der Firma („Weben und Gewebe“, „Buden und Läden“ – beide von Margot Aschenbrenner), hinter den privaten Liebhabereien, bei denen Gedanken Goethes und der Anthroposophie anregend hereinspielen. Bedeutsam wird hier die Freundschaft mit Julius Bissier, dem abstrakten Tuschkünstler aus Freiburg, mit dem Schmitz durch Hugo Häring bekannt wurde. Mit Bissier teilte er die Hinwendung zu den Urphänomenen im Goetheschen Sinn. Bis in seine letzten Lebenstage ließ er sich aus der Betrachtung elementarer Naturformen die Weisheit der Lebensgesetze vermitteln. Wie Bissier war er fasziniert von der Formenwelt und der Philosophie des Ostens. Wie kaum ein anderer Privatmann hat Guido Schmitz mit seinen durchaus nicht allzu üppigen finanziellen Pfunden gewuchert. Er unterstützte die Hochschule für Gestaltung der Geschwister-Scholl-Stiftung in Ulm, er lud Schriftsteller zu Gast wie Heinrich Weis und Ernst Jünger; er war aber auch vor allem und bis zum Ende der erste Fürsorger seiner ihm anvertrauten Arbeitnehmer.

In der sog. „schlechten Zeit“ war er sich nicht zu gut, mit seinem Fahrrad ergattertes Obst der Werkküche zuzuführen. Er war stolz darauf, nie jemand gegen seinen Wunsch entlassen zu haben. Er hielt den arbeitslosen Gewinn für so fragwürdig wie jeder in der Wolle gefärbte Sozialist, ja, er stellte geradezu die Frage, ob die Zufriedenheit, die aus dem Gewinn fließt, nicht verdächtig sei. Lläuft sie doch dem Ideal des zweckfreien Handelns zuwider, nach dem er immer gestrebt hat.

Die Zeit nach 1948, mit ihrer schrankenlosen Expansion im Zeichen immer schärfer werdender Konkurrenz, kam dem Selbstverständnis dieses Unternehmers nicht gerade entgegen. Je länger je mehr stellten sich Sachzwänge ein, mit denen ein zwar modern motivierter, aber eher patriarchalisch zugeschnittener Führungsstil nur schwer zu vereinbaren war. Bezeichnend ist vielleicht, daß es nun auch bei Schmitz & Co. unvermeidlich wurde, Nachtschichten einzuführen und auf die Homogenität der Belegschaft weniger Wert zu legen. Seit dem Koreakrieg blies der Wind der Konjunktur den Seidenwebereien ohnehin ungunst ins Gesicht. Die Firma, die schon im Krieg ein Mischbetrieb geworden war, mit eige-

ner Konfektion und mit Heimarbeit, die bis nach Vorarlberg ausgegeben wurde, fand sich mit ihrem breiten Sortiment in einer problematischen Lage. Konzentration und Rationalisierung war, wie überall, das Gebot der Stunde. Der Engpaß von 1957/58 ließ beispielsweise den Entschluß reifen, die ganze Jacquard-Produktion einzustellen. Das bedeutete die Aufgabe von in Jahrzehnten erarbeiteten Werten. Das Dessinlager für Jacquard-Muster wurde mit einem Schlag nutzlos und wanderte ins Feuer. Ein großzügiger Investitionsschub wurde gewagt, im Vertrauen darauf, daß ein mittelständisches Unternehmen mit seiner Möglichkeit zu konzentriertem Management überleben könne. Man verband sich mit einer deutsch-britischen Gesellschaft.

Als die Firma dann 1970 dennoch aufgegeben werden mußte, da war dies das Ende einer lange unentschieden schwankenden Schlacht. Die Beteiligten wehrten sich tapfer; aber sie fanden sich am Ende aussichtslos eingekesselt. Bei allen Rettungsversuchen stand oben immer die Sorge um die Betriebsangehörigen. Dieser soziale Gesichtspunkt wurde festgehalten bis zur Selbstentäußerung der Unternehmerfamilie.

Guido Schmitz endete konsequent nach dem Gesetz, nach dem er angetreten war. Noch acht Jahre war es ihm vergönnt, unter seinen Biberacher Mitbürgern zu leben, unauffällig an der Pforte des Altersheims mithelfend und damit im Grunde sein gewohntes Leben des Dienstes, nur in anderer Form, fortsetzend. Wer ihn kannte, der wußte, daß dies der Biberacher „große alte Mann“ seiner Generation war, ein Weiser, den sein Schicksal nicht anfocht, der sich auch jetzt nicht anders gab als früher in seinem Kontor an der Alleenstraße. Sein Geheimnis war, daß er immer zu unterscheiden wußte zwischen Brotberuf und menschlicher Bestimmung. Es war etwas Preußisches in der Haltung dieses Schweizers, ein allgegenwärtiges Gefühl der Verantwortlichkeit, etwas Soldatisches auch in der Natur dieses dem Frieden verschworenen Geistes. Oft berief er sich auf Clausewitz, den Klassiker der Kriegsliteratur. Wenn er immer erst das Naheliegende tat, ehe er bei seinen Dichtern und Philosophen einkehrte, so war er darin ein Pflichtmensch und doch auch wieder einer, der den Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung zu überwinden verstand. Einer der Söhne hat einmal über den Vater gesagt: „Erfüllung findet der Mensch nur in dem kleinen Bißchen jenseits der Nützlichkeit.“ Das ist vielleicht zu eng gedacht. Aber unsere Kultur muß tatsächlich vergehen, wenn sie nicht über das Pragmatisch-Nützliche hinausstrebt, in Gedanken wie in Taten. Was wir brauchen, sind Wegweiser wie Guido Schmitz, Männer des tätigen Lebens, die aber auch Gedichte auf dem Nachttisch haben und dem Klang der Kirchenglocken nachsinnen.